



Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur Karl Bendisch, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 26. November 1903.

(Nachdruck verboten.)

Im Labyrinth der Sünde.

Kriminalroman von A. A. Green.

Aus dem Amerikanischen von M. Walter.

(Fortsetzung.)

Mit einem kaum merklichen Kopfnicken ritt er an den Leuten vorüber, stieg vor dem Posthaus vom Pferd, warf einem herumlungierenden Jungen die Zügel zu und verschwand im Bureau.

Draußen blieb es still, bis er mit mehreren Briefen in der Hand wieder erschien. Bevor er sein Pferd bestieg, wechselte er einige Worte mit jemand und in dieser Zeit konnte ich ihn näher betrachten.

Erstlich gestanden — sein Gesicht gefiel mir nicht. Es war ja zweifellos hübsch, mit regelmäßigen Zügen und frischer Farbe — trotzdem fand ich es nicht sympathisch. Vielleicht wegen seines undurchdringlichen Ausdrucks. Du weißt, für uns Detektives, die wir ja auch Physiognomen sein müssen, kein gutes Prognostikon für das Gesicht eines Menschen.

Aus dem Blicke dieses Mannes war absolut nichts zu lesen. Als er davon ritt, schauten ihm die Umstehenden respektvoll nach — ein wärmeres Interesse mochte wohl keiner für ihn verspüren. „Kalt wie Eis!“ dachte ich in bezug auf den Erben des alten Benson, „nur fehlt ihm die Durchsichtigkeit des selben.“

Nun ich erfahren, daß in der Villa ein Ball stattfinden sollte, bekam der Brief, den ich gelesen, eine ganz andere, viel harmlosere Deutung. Die Worte „Maske“ und „Handstreich“ hatten nichts Verdächtiges mehr, obgleich ich den Eindruck nicht los wurde, daß in der Abfassung des Briefes etwas Geheimnisvolles lag. Und Du weißt, alles Mysteriöse übt einen besonderen Reiz auf mich aus. Zudem hatte ich für den Augenblick nichts, was mich abhielt — warum sollte ich mir die Geschichte nicht ein wenig näher ansehen? Mochte es auch zwecklos sein, so bot sich mir doch vielleicht Gelegenheit, meine Menschenkenntnis zu erweitern.

Was mich am meisten reizte, war zu wissen, in welcher Beziehung der Fremde, der den blauen Brief geholt hatte, zu den Bensons stand, denn es unterlag keinem Zweifel, daß die Bestellung zu dem Rendezvous am Gewächshaus von einem Glied der Familie ausgegangen war. Diesem Rendezvous lag jedenfalls ein wohlüberlegter Plan zu grunde und der Maskenball sollte, wenn mich mein Spürsinn nicht täuschte, der Ausführung dieses Planes als Deckmantel dienen.

Es war jetzt vier Uhr; folglich blieben noch fünf Stunden bis zu der verabredeten Zeit. Was konnte ich inzwischen anfangen? Nach kurzer Überlegung beschloß ich, mir gegenüber der Post im Gasthof ein Pferd satteln zu lassen und einen Reconnoszierungsritt nach der außerhalb des Ortes gelegenen Villa der Bensons zu machen.

Untenwegs kam mir der Gedanke, den Versuch zu machen, in das Haus einzudringen, um zu sehen, ob es der Mühe lohnte, sich mit der Sache zu beschäftigen. Doch wie hineinkommen? Welcher Vorwand ließ sich erfinden, die Bewohner der Villa zu so unpastender Stelle zu stören? Vergebens zerbrach ich mir den Kopf — es wollte mir nichts Passendes einfallen.

Inzwischen näherte ich mich dem Besitztum, das von einem hohen eisernen Geländer umgeben war. Soweit ich bemerken konnte, mußte der Garten, den hohe breitästige Bäume beschatteten, sehr schön angelegt und vortrefflich gepflegt sein. Die Vorbereitungen zu dem Feste waren in vollem Gange. Die Dienerschaft eilte geschäftig hin und her und von meinem Standpunkte aus sah ich deutlich, wie überall an Büschen und Sträuchern bunte Laternen angebracht wurden.

Plötzlich fiel mir ein, daß der alte Benson, der ja ein Grenit sein sollte, sich schwerlich um die Anordnungen zu dem Ball kümmern würde. Es lag also die Möglichkeit nahe, wenigstens ihn sehen zu können; nur wußte ich nicht, wie dies zu bewerkstelligen sei. Schließlich kam mir eine Idee, natürlich sehr gewagt, aber doch nicht ganz unausführbar.

Ich zog eine einfache Visitenkarte hervor, auf die ich die Worte: „In dringender Angelegenheit“ schrieb und ritt dann gemächlich mit der Miene eines Grandseigneurs durch das Gartentor dem Hause zu.

Wäre ich zu Fuß gekommen, hätte man mich vielleicht nicht so glatt durchgelassen, aber mein Gaul imponierte den Leuten. Mit derselben Nonchalance, wie ich es bei dem jungen Benson bemerkt hatte, warf ich, nachdem ich abgestiegen war, einem Stallbuben die Zügel zu und stand eben im Begriff, an der Haustüre zu klingeln, als ein alter Diener auf der Schwelle erschien und mir mit einer Angstklichkeit, die ich unter den obwaltenden Umständen für völlig unmotiviert hielt, den Weg vertrat.

„Herr Benson empfängt heute keinen Besuch“, wies er mich zurück.

„Meine Angelegenheit ist eine geschäftliche“, erwiderte ich, ihm meine Karte reichend, die er mit verzweifelnder Miene betrachtete.

„Es geht nicht“, erklärte er achselzuckend. „Mein Herr hat strengen Befehl gegeben, niemand vorzulassen.“

„Dies ist aber ein Ausnahmefall,“ drängte ich. „Die Sache ist wichtig und betrifft Herrn Benson persönlich. Wenn Sie ihm das sagen, wird er mich sicher empfangen.“

Der Diener schüttelte ungläubig den Kopf, ließ mich aber doch eintreten. „Ich werde den jungen Herrn rufen,“ schlug er vor.

Das jedoch wollte ich vermeiden. Mir lag nur daran, den Vater zu sehen.

„Es hat keinen Zweck, den jungen Herrn zu sprechen,“ wehrte ich sehr entschieden ab. „Falls Herr Benson nicht krank ist, muß ich darauf bestehen, ihm gemeldet zu werden.“

Und ohne seine Antwort abzuwarten, trat ich in das offenstehende Empfangszimmer, wo ich mich auf den ersten besten Sessel niederließ.

Alles zeugte von Reichtum und Geschmack. Die Einrichtung des kleinen Salons war vornehm und elegant und die wertvollen Gemälde an den Wänden ließen auf den Kunstsin des Besitzers schließen.

Während ich mir dieselben ansah, drang das Geräusch von Stimmen aus dem Nebenzimmer zu mir herüber. Es war eine männliche und eine weibliche, die in gedämpftem Tone zusammen sprachen, aber doch laut genug, daß mein scharfes Ohr die Worte verstehen konnte.

„Das ist ein aufregender Tag heute!“ rief die weibliche Stimme aus. „Schon ein Duzenmal wollte ich Dich fragen, was Du von allem denkst. Wird es ihm diesmal gelingen? Wird er die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen? Ein Mißerfolg wäre doch schlimm für ihn. Vater —“

„Still, still!“ fiel die männliche Stimme hastig ein. „Vergiß nicht, daß der Erfolg hauptsächlich von Deiner Klugheit und Vorsicht abhängt. Ein Laut von dem, was Du beabsichtigst, und der ganze Plan ist vernichtet.“

„O, ich werde achtsam sein,“ klang es zurück. „Aber glaubst Du, daß alles gut gehen wird?“

„Warum nicht? An mir soll's nicht liegen,“ lautete die, wie mich dünkte ziemlich schroff klingende Antwort. Doch dem Ohr der Dame mußte diese Schroffheit wohl entgehen, denn sie sagte mit einer Wärme, die mich seltsam berührte: „Wie gut Du bist! Solch ein Trost für mich!“

Ehe ich noch ein weiteres Wort vernahm, trat der Diener wieder ein. Er hatte meine Karte in der Hand.

„Herr Benson wünscht den Zweck Ihrer Angelegenheit zu wissen“, sagte er so laut, daß ich fürchtete, man habe es im Nebenzimmer gehört.

„Geben Sie mir die Karte her“, entgegnete ich, schrieb die Anmerkung darauf: „Im Auftrag des Polizeidiener“ — ich hatte erfahren, daß der Bruder des Postmeisters dieses Amt bekleidete — und gab sie dem Bedienten zurück. Er warf einen Blick auf die geschriebenen Worte, stutzte sich plötzlich und sagte dann rasch: „Kommen Sie lieber gleich mit!“

Mir war das sehr willkommen, denn es wäre mir unangenehm gewesen, hätten die Personen nebenan meine Anwesenheit entdeckt und mich für einen Lauscher gehalten. Im Moment jedoch, als ich das Zimmer verlassen wollte, trat eine junge Dame ein, die mich erst überrascht anschaute, sich dann aber, mich ignorierend, an den Diener wandte. „Wer ist der Herr, Jonas?“ fragte sie. „Und wo wollen Sie ihn hinführen?“

„Er kommt in Geschäften, gnädiges Fräulein,“ erwiderte der Mann respektvoll. „Herr Benson will ihn empfangen.“

Ein Schatten huschte über ihr hübsches Gesicht.

„Ich dachte“, rief sie mit leichtem Stirnrünzeln aus, „mein Vater habe anbefohlen, heute niemand in sein Kabinett einzulassen?“

Sie blieb nachdenklich stehen, und ich benutzte dies, mich mit kurzer Verbeugung zu entfernen, das heißt, dem Diener zu folgen.

„Um eine so geringfügige Sache, wie mein Besuch ist, wird zu viel Wesens gemacht“, argumentierte ich im Stillen. „Jedermann hier scheint bestrebt zu sein, dem alten Benson heute jede Störung fernzuhalten.“

Es überraschte mich auch durchaus nicht, daß wir die Tür zu dem Kabinett des Hausherrn verschlossen fanden. Nach einem kurzen Anklopfen und einigen geflüsterten Worten von seiten des Dieners wurde sie jedoch geöffnet und Herr Benson stand vor mir. Mit begreiflicher Neugier musterte ich den mir als Sonderling geschilderten Mann. Er war groß und kräftig gebaut, sah aber vor der Zeit gealtert aus. Sein Gesicht, von stark ergrautem Haut- und Barthaar umgeben, hatte etwas sehr Charakteristisches, doch bemerkte ich einen Ausdruck von Melancholie in seinen Augen, der wohl mit dem Geheimnis in seiner Familie zusammenhing.

„Sie sind vom Konstabler geschickt?“ redete er mich an. „Darf ich wissen, aus welchem Grund?“

„Mein Herr“, erwiderte ich, allen Mut aufrassend, „man spricht davon, daß Sie heute Abend einen Maskenball geben. Solch eine Veranstaltung ist für diese Gegend etwas Ungewohntes und erweckt begreiflicherweise viel Neugier bei den Einwohnern des Ortes. Nun sollen einige junge Burschen geäußert haben, sie würden das Gitter Ihres Gartens überklettern und sich das Fest mit oder ohne Ihre Erlaubnis ansehen. Herr White, der Konstabler, läßt dagegen anfragen, ob Sie vielleicht polizeiliche Unterstützung gegen etwaige Eindringlinge wünschen; er wäre gern bereit, Ihnen in jeder Weise Beistand zu leisten.“

„Sehr freundlich von ihm“, entgegnete Benson kühl, aber trotz seiner Selbstbeherrschung sah ich ihm an, daß ihn meine Mitteilung beunruhigte. „An diese Möglichkeit hatte ich nicht gedacht“, murmelte er halblaut, indem er ans Fenster trat. „Ein Überfall von Rowdies und Lärmmachern wäre mir höchst unerwünscht. Sie könnten sich am Ende gar ins Haus eindrängen.“

Und sich zu mir wendend, fragte er kurz: „Wer sind Sie?“

Die Frage überraschte mich zwar, aber ich antwortete mit großer Reckheit und ohne Zögern: „Herr White nimmt mich manchmal zur Aushilfe. Sollten Sie also jemand benötigen, so stände ich zu Ihrer Verfügung. Wenn Sie über meine Person vorher Auskunft wünschen, schreiben Sie —“

Er unterbrach mich mit einer Handbewegung. „Glauben Sie, daß es Ihnen möglich wäre, heute Abend jeden ungebetenen Gast fernzuhalten?“ fragte er mich scharf musternd.

„Ich würde mich nach Kräften bemühen,“ versicherte ich ihm.

„Die Eingeladenen haben alle Karten“, fuhr er fort, „allein wenn die Leute über den Zaun klettern, hört die Kontrolle auf.“

„Ich will dafür sorgen, daß das Gitter bewacht wird“, erbot ich mich eifrig. „Auch werde ich jeden Unbefugten zurückweisen, wenn —“ hier hielt ich unwillkürlich inne, denn instinktiv fühlte ich, ich müsse vorsichtig sein, und meine Worte genau abwägen. „Wenn Sie es wünschen“, fügte ich deshalb hinzu, „und wenn Sie mich ermächtigen, für Sie zu handeln.“

„Ich wünsche es“, lautete seine kurze Antwort. Er nahm eine Karte von seinem Schreibtisch. „Hier ist eine Eintrittskarte für den Garten. Handeln Sie ohne Aufsehen zu erregen, es soll jede Störung vermieden werden. Sehen Sie aber jemand, der um das Haus herumhinschleicht, durch die Fenster spioniert, oder gar durch eine Seitentür einzudringen sucht, verhaften Sie ihn, einerlei, wer es sei. Ich habe besondere Gründe dafür, daß diese Anordnung genau befolgt wird“, schloß er, „und wenn alles zu meiner Zufriedenheit abläuft, werde ich mich Ihnen gebührend, erkenntlich zeigen.“

„Sie können auf mich zählen“, erwiderte ich mit Betonung, denn ich hatte einen Augenblick zuvor im Spiegel gegenüber das Gesicht des jungen Benson durch eine Portiere lugen sehen. Als dann entfernte ich mich mit höflicher Verbeugung.

Wie ich erwartet hatte, kam mir an der Haustür Garry Benson entgegen.

„Auf ein Wort!“ sagte er halblaut. „Jonas berichtete mir, Sie seien vom Konstabler White geschickt. Wollen Sie mir gefälligst mitteilen, was geschehen ist, daß Sie meinen Vater gerade heute stören?“

Er sprach in einschmeichelndem Tone und hätte ich nicht kurz vorher den Ausdruck seines Gesichtes gesehen, als er an der Tür seines Vaters horchte, ich hätte mich wahrscheinlich täuschen lassen und ihn für einen grundehrlichen Menschen gehalten. So aber war ich auf meiner Hut, zeigte ihm aber kein Mißtrauen, sondern beantwortete seine Fragen mit völliger Offenheit, indem ich ihm die erhaltene Eintrittskarte vorwies.

„Und Sie wollen heute Abend den Garten bewachen?“ fragte er mit schlecht verhehltem Anmut.

„Ja, gewiß“, versicherte ich.

Schweigend führte er mich in einen nahegelegenen mit Pflanzen angefüllten Raum. Hier blieb er stehen.

„Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen“, sagte er, „daß eine Einmischung Ihrerseits durchaus nicht am Platze ist, und daß Sie meinen Vater ganz unnötigerweise beunruhigt haben. Wir haben keine Rowdies im Ort und wenn einer oder der andere Einwohner in den Garten gelangt — nun, was läge daran? Ins Haus kommen sie nicht herein und würden es auch gar nicht versuchen. Es wäre mir sehr peinlich, dieser ersten gastfreundlichen Veranstaltung einen feindseligen Anstrich zu geben. Was mein Vater Ihnen also auch angeordnet hat, so muß ich darauf bestehen, daß Sie Ihre Tätigkeit möglichst beschränken und nur dann eingreifen, wenn Sie dazu aufgefordert werden.“

„Aber Ihr Herr Vater erwartet von mir die genaue Befolgung seiner Wünsche“, wandte ich ein. „Wollte ich Ihrem Verlangen nachgeben, würde er jedenfalls sehr ungehalten sein. Und das mit Recht.“

Benson sah mich mit einem berechnenden Blick an und ich erwartete, er werde in die Tasche greifen, um seinen Worten durch Bestechung mehr Nachdruck zu verleihen. Allein darin irrte ich mich. Er wußte seine Karten besser zu spielen.

„Nun gut“, bemerkte er einlenkend, „wenn Sie die Wünsche meines Vaters als für Sie maßgebend betrachten, so ist nichts dagegen zu sagen. Tun Sie Ihre Pflicht, wie Sie es verstehen, aber rechnen Sie nicht auf meine Hilfe, wenn Sie sich durch einen Mißgriff lächerlich machen werden.“

Mit diesen Worten entfernte er sich aus dem Raum.

Das war deutlich gesprochen und veranlaßte mich, das Haus so rasch wie möglich zu verlassen.

Doch noch ehe ich das Tor erreicht hatte, hörte ich einen leichten Tritt hinter mir. Mich umwendend, stand ich der hübschen Tochter des Hauses, Fräulein Garry Benson, gegenüber.

Sie schien sehr erregt zu sein, gab sich aber keine Mühe, dies vor mir zu verbergen.

„Warten Sie einen Augenblick!“ rief sie mir zu. „Ich erfuhr durch meinen Bruder, wer Sie sind. Wollen Sie mir nicht sagen, welche Leute gedroht haben, in unsern Garten einzusteigen?“

„Ihre Namen kenne ich nicht, gnädiges Fräulein“, erwiderte ich höflich. „Ich weiß nur, daß es vertwegene Burschen sind, die Sie schwerlich gern unter Ihren Gästen sehen würden.“

„Ich fürchte, Sie irren sich“, widersprach sie mir. „Es gibt hier gar keine Kaufbolde. Mein Vater ist nervös und leicht beunruhigt. Sie hätten ihn wirklich nicht ängstlich machen sollen.“

Ängstlich machen! Ich mußte unwillkürlich lächeln bei dem Gedanken an den ruhigen, festen Blick dieses Mannes, der damit wohl ein Regiment Insurgenten hätte in Schach halten können.

„So möchten Sie also nicht, daß der Garten bewacht wird“, sagte ich in gleichgültigem Tone.

„Ich finde, es wäre unnötig“, erwiderte sie.

„Aber ich habe mich bereits Ihrem Herrn Vater gegenüber dazu verpflichtet“, wandte ich ein.

„Ich weiß es“, gab sie mit bezauberndem Lächeln zurück.

„Und wie die Dinge lagen, taten Sie sehr recht daran. Allein wir, seine Kinder, die in gesellschaftlichen Angelegenheiten besser orientiert sind, wie er — besonders ich!“ fügte sie stolz hinzu — „wir erklären Ihnen, daß es nicht nötig ist. Eine solche Maßregel würde nur Aufsehen erregen, überdies wäre es doch höchst unangenehm für die Gäste, die sich in den Garten begeben, wenn sie sich plötzlich durch einen Vertreter der Polizei angehalten sehen würden.“

„Was soll ich denn tun?“ fragte ich mit scheinbarer Nachgiebigkeit.

„Dieses Geld annehmen“, murmelte sie errötend, indem sie mir eine Börse hinhielt, „und sich vollständig im Hintergrund halten, so lange Sie nicht zum Eingreifen aufgefordert werden.“

Das stimmte genau mit dem überein, was ihr Bruder gesagt hatte. Also steckten die beiden unter einer Decke und es hieß demnach, auf meiner Hut zu sein.

Ich nahm die Börse in Empfang, wog sie einen Moment in der Hand und entgegnete dann kopfschüttelnd: „Unmöglich, gnädiges Fräulein! Wenn Sie jedoch möchten, daß ich eine bestimmte Persönlichkeit ungehindert durchlasse, so bin ich dazu bereit. Ich bemühe mich stets, den Wünschen einer Dame entgegenzukommen.“

Sie errötele leicht, wohl darüber, daß ich ihr Geheimnis erraten hatte, warf mir einen prüfenden Blick zu, und sagte dann in zögerndem Tone: „Ja — ich möchte allerdings jemand unbelästigt sehen. Es ist einer unserer Gäste“, fügte sie erläuternd hinzu, „hat also ein Recht, hier zu sein. Wahrscheinlich wird er nicht gleich das Haus betreten, sondern sich erst noch eine Weile im Garten aufhalten. Ich bitte Sie daher, ihn unbehelligt zu lassen.“

Ich verbeugte mich zustimmend und ersuchte sie um nähere Beschreibung seiner Persönlichkeit.

Wieder warf sie mir einen prüfenden Blick zu. „Wenn Sie nach Hause kommen und in den Spiegel sehen, werden Sie wissen, wie seine äußere Gestalt aussieht. Das Gesicht natürlich ist anders, auch hat er blondes Haar, während das Ihrige dunkel ist.“

„Nehmen Sie die Börse wieder“, sagte ich, ihr das Beutelchen hinhaltend. „Für meine Dienste wird Ihr Herr Vater mich entlohnen, von einer Dame lasse ich mich für eine so geringfügige Sache nicht bezahlen.“

„Behalten Sie es nur“, wehrte sie ab, „dann kann ich mich auf Sie verlassen.“

„Das können Sie auch ohne Geld“ versicherte ich sehr ernsthaft, indem ich ihr die Börse in die Hand drückte.

Sie nickte mir freundlich zu und kehrte ins Haus zurück, während ich mein Pferd bestieg und davonritt. Unterwegs dachte ich darüber nach, was das eigentümliche Verhalten der Geschwister zu bedeuten habe. Am Ende war ich da in eine ganz

alltägliche Liebesaffaire geraten und machte mir unnötige Mühe wegen eines Rendezvous, das vielleicht nichts anderes bezweckte, als eine Entführung unter den Augen eines strengen Vaters.

Um sicher zu sein, studierte ich nochmals den Brief X. N. B., der mich so mißtrauisch gemacht hatte. Nun ich so manches von der Familie gehört hatte, erschien mir das Billet in einem ganz anderen Lichte. Es war wirklich nur ein simpler Liebesbrief. Die jungen Leute wollten wahrscheinlich den alten Herrn in Gegenwart ihrer Freunde überraschen. Vielleicht waren sie schon heimlich verheiratet und beabsichtigten, ihren Bund auf diese Weise bekannt zu machen. Nur das Losungswort „Sandstreich“ und der Ausspruch des jungen Benson: „Durch meine Schuld wird es nicht mißglücken!“ machten mich stutzig. Brüder interessieren sich gewöhnlich nicht so außerordentlich für die Herzensangelegenheiten ihrer Schwestern. Unzweifelhaft steckte mehr dahinter, als ich zu erraten vermochte. Was es war, wollte ich um jeden Preis in Erfahrung bringen. Der Löwe oder vielmehr der Detektiv in mir war geweckt und der Ehrgeiz forderte sein Recht. Für den Augenblick hatte ich alle Falschmünzer der Welt vergessen — mich interessierte nur das Geheimnis der Familie Benson.

VI.

Um halb acht begab ich mich nach der Villa auf meinen Posten. Der Fremde, der mit mir zugleich kurz vorher im Gasthof ein frugales Abendbrot eingenommen hatte, bei dem er noch immer die ängstliche Scheu zeigte, die mir am Postschalter aufgefallen war, betrat ebenfalls den Garten und stellte sich an der südwestlichen Seite des Gewächshauses auf. Sobald ich ihn dort untergebracht sah, wandte ich meine Aufmerksamkeit dem Gitter zu und sorgte redlich dafür, daß sich von jener Seite her keine ungebeten Gäste eindrängten. Gegen neun waren alle Geladenen versammelt, ich konnte daher für eine Weile mein Wächteramt aufgeben und mich an den Ort des verabredeten Stelldicheins schleichen.

Der Platz war sehr günstig gewählt. Das dichte Buschwerk, das die Stelle umsäumte, verbreitete tiefen Schatten; selbst von dem glänzend erleuchteten Hause her drang kein Lichtschimmer bis in diesen Winkel. Auch die im übrigen Garten reichlich angebrachten Lampen fehlten hier gänzlich. Alles war in geheimnisvolles Dunkel gehüllt, für meinen Plan wie geschaffen.

Angestrengt lauschend wartete ich auf das Geräusch nahender Schritte. Meine Geduld wurde auf keine harte Probe gestellt, denn ich vernahm bald ein leises Rascheln in den Büschen, eine Gestalt tauchte neben mir auf und eine männliche Stimme rief leise: „Sist jemand hier?“

Ohne zu antworten, trat ich vor.

Sofort tat der Mann die Frage: „Seid Ihr bereit für einen Sandstreich?“ Worauf ich mit verstellter Stimme erwiderte: „Ich bin zu allem bereit.“

Im nächsten Moment warf mir der Unbekannte einen Domino über die Schultern.

„Hüllt Euch gut ein“, flüsterte er, „denn es sind Luchsaugen hier.“ Und während ich seiner Weisung gehorchte, fuhr er, sich dicht zu mir beugend, leise fort: „Nun hört zu und folgt gewissenhaft meinen Instruktionen! Durch die große Eingangstür könnt Ihr nicht herein, weil sie bewacht wird und Ihr die Maske abnehmen müßtet. Aber Ihr könnt die Balkontür links benutzen; sie steht offen und der Wächter ist bestochen worden, so daß Ihr unbehelligt einsteigen dürft. Einmal im Innern des Hauses mischt Euch ohne Zwang unter die Gesellschaft und sprecht mit jedem, der Euch das Losungswort nennt. Pünktlich um zehn schaut Euch nach einem schwarzen Domino um, und wenn Ihr ihn weggehen seht, folgt ihm, jedoch so, daß es niemand auffällt. Er wird Euch eine geschlossene Tür zeigen, durch die Ihr ruhig

eintreten könnt. Ihr befindet Euch dann in einem kleinen, an die Bibliothek grenzenden Raum.

Und nun noch eins: Wenn das Glas, das Ihr auf dem Tisch bemerken werdet, nach Wein riecht, so hat Euer Vater seinen Nachtrunk bereits zu sich genommen und sich zur Ruhe begeben. Enthält das Glas jedoch nur ein feines weißes Pulver, so dürft Ihr sicher sein, daß er noch einmal ins Zimmer kommt und wenn Ihr wartet, werdet Ihr die lang erstrebte Gelegenheit haben, ihn zu sprechen.“

Mit diesen Worten drückte er mir eine schwarze Maske in die Hand und ehe ich mich dessen versah, war er verschwunden.

Einen Moment stand ich ratlos da. Ja, Du hast gut lachen, Freund! Meine Situation war durchaus keine beneidenswerte, und Du kannst mir glauben, daß ich für dieses Mal meinen Berufseifer vermüßte, der mich verleitet hatte, in ein Familiengeheimnis eindringen zu wollen, das durchaus nicht mit meiner Mission zusammenhing.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eine verfehlte Spekulation.

Skizze von E. Jahrow.

Der Herr Aktuar war in großer Aufregung. Das war er immer, wenn es sich um das liebe Geld handelte, das er über alles liebte.

In Neustadt sollte ein Ganturnfest stattfinden, wobei dem natürlich wieder eine Menge leichtsinniger Menschen herbeiströmen würden, die in der Gotteswelt nichts weiter zu tun haben, als mit Armen und Beinen zu strampeln — so verständnislos nannte Herr Aktuar Münster den edlen Turn-, Rad- und sonstigen Sport.

Frau Münster war eine echte deutsche Hausfrau, daran gewöhnt, keine eigene Meinung zu äußern, wenn der Gatte schlechter Laune war. Sie schwieg also auch jetzt, obwohl sie ganz genau wußte, worauf ihr Gemahl anspielte.

Natürlich hatte er wieder Angst um die Mama!

Ja, das war eine ganz sonderbare Sache bei Münsters — die Schwiegermutter, die bei ihnen im Hause lebte, wurde gehütet wie ein Badfischchen oder wie ein Augapfel, denn sie hatte etwas Geld und sie war eine sehr ansehnliche, hübsche Witwe in den schönsten Jahren.

Man begreift den Schmerz und die Aufregung des Herrn Schwiegerjohnes bei der Aussicht, seine teure Schwiegermama im Trubel des Festplatzes zu sehen.

Er hatte schon einmal, gerade vor einem Jahr, etwas ähnliches erlebt. Damals war ein Sängersfest in Neustadt von Stapel gegangen und die rundliche, muntere Frau Dippke mit den blanken Augen und den Grübchen in den roten Wangen hatte geradezu Sensation erregt. Nicht weniger als drei edle Sänger hatten damals versucht, die Gunst und das Kapital der netten, kleinen Witwe zu gewinnen!

Himmel, in welcher Angst hatte damals der Aktuar geschwebt! Er schwitzte noch heute, wenn er daran dachte!

Und jetzt sollte derselbe Nummel losgehen?

Nein, das war zuviel für seine Nerven. Er beschloß im Verein mit seiner Frau, mit List oder Gewalt die Gefahr abzuwenden.

„Höre, München,“ jagte Herr Münster zu seiner Gattin, „ich habe Dir einen Vorschlag zu machen.“

„Bitte, lieber Mann, schlage nur vor, was Du meinst. Du weißt ja, daß ich immer ganz „meiner“ Meinung bin.“

„Es ist nicht der Augenblick, um Witze zu machen!“ schnob der aufgeregte Mann. „Ich ersuche Dich, mir ernst zuzuhören. Daß Du natürlich widersprechen wirst, kann ich mir ja vorher denken.“

„Wo werde ich! — Du ärgerst Dich über das Turnfest, nicht wahr?“

„Ich ärgere mich nicht über das Fest, sondern über die Fagen, die wieder mit Deiner Mutter gemacht werden.“

„Ach, sei doch nicht so ängstlich! Sie hat genug an ihrem ersten Mann gehabt, jagt sie immer —“

„Die Redensarten kennen wir! Es soll bloß das Unglück wollen, daß so ein Kerl mit einem schwarzen Schnauzbart kommt, wie ihre sogenannte Jugendliebe ihn gehabt hat — dann haben wir den Salat!“

„Was denn für einen Salat?“ fragte eine freundliche Stimme von der Tür her.

Da stand sie in Person, die kleine Frau Dippke. Fritz Münch warf einen entsetzten Blick auf sie, in der Meinung, sie habe alles gehört.

Das war aber nicht der Fall. Sie hörte überhaupt nur immer das, was ihr keine Unbequemlichkeiten machte, die gute Schwiegermama, und deshalb war sie eine so ungemein angenehme Hausgenossin.

„Setze Dich doch, liebe Mama,“ sagte Fritz. „Ich besprach eben mit Minchen die teuren Zeiten. Es ist wirklich schwer, durchzukommen, wenn man nicht gerade sein Erspartes angreifen will.“

„Nun, Fritz, dafür hat doch Minchen eine ganz nette Mitgift bekommen. Ich finde, daß Ihr in sehr angenehmen Verhältnissen lebt.“

„Gewiß! Es geht anderen noch viel schlechter! Ich will ja auch nicht klagen, aber gegen Extraausgaben muß ich eben meine Taschen verschließen. Man bittet mich von Zeiten der Stadt, bei dem bevorstehenden Turnfest einen alten Herrn aufzunehmen; als ob das keine Kosten machte!“

„Einen alten Herrn? Und der turnt mit?“

„Natürlich! Je älter, desto stramplicher! Noch dazu ein verheirateter Bäckermeister! Ich glaube nicht, daß Du ihn sehr amüßant als Hausgenossen finden wirst.“

„Ach was! Mir ist jeder Mann egal — ich mache mir aus keinem etwas! Ja, wenn es noch so einer wäre, wie mein Ludwig!“

„Der Jugendgeliebte!“ raunte Fritz Münster vor sich hin.

„Ach, was war das für ein Mann, Kinder! Er war so hübsch mit seinem schwarzen Schnurrbärtchen und seinen blauen, treuen Augen!“

„Warum hast Du ihn eigentlich nicht geheiratet, Mama?“ fragte Minchen mit lustigem Augenzwinkern. „Ihr machte es Spaß, Mann und Mama zu beobachten, wenn sie vor dem heißen Thema der Liebe standen.“

„Gott, Kinderchen, Du weißt doch, daß er kein Geld hatte! Und nachher kam Dein Vater, und er hatte nicht nur Geld, sondern er spielte auch Cornet à Piston! Damit war ich immer sehr leicht zu rühren. Also gelang es ihm, mich zu kriegen; den anderen aber habe ich nie vergessen, und Dein Vater mußte das auch.“

„Ich denke, der Ludwig war gestorben?“

„Freilich war er gestorben. Er liebte so sehr frisches Wellfleisch, und daran hat er sich eines Tages übergeessen, bekam Fieber und starb nach drei Tagen.“

„Wie poetisch!“ sagte Minchen.

Aber wieder überhörte die Mama diesen schönen Spott und fuhr fort, von Ludwig zu sprechen.

„Er liegt auf dem neuen Kirchhof, dicht an der schönen, schattigen Kastanienallee. Und jeden Sonnabend Abend ging ich mit Deinem Vater hinaus mit einer Siebkanne und pflegte das Grab.“

„Ja,“ sagte Minchen trocken, „und dann schimpfte Vater und sagte, daß er es „stark“ fände, jeden Sonnabend Deinen Geliebten begießen zu müssen!“

Herr Münster räusperte sich; er fürchtete, die Schwiegermutter würde nun ärgerlich werden. Doch nichts dergleichen geschah. Ganz freundlich wie immer erzählte Frau Dippke weiter von ihrer harmlosen Vergangenheit, kam wie gewöhnlich vom hundertsten ins tausendste und war endlich bei Fritz Münsters Lieblingssthema angelangt — nämlich ihrer Kapitalsanlage.

„Es wäre doch am besten,“ sagte er, „wenn Du mir Generalvollmacht gäbst, liebe Mama. Du bist so unerfahren und so unendlich gutmütig; ich weiß ja, daß Du alles für Minchen aufsparrst, aber ich bin oft besorgt, daß Dein Bankier Dich nicht reell genug —“

„Darüber kannst Du ganz ruhig sein. Ich bin nicht so dumm, wie man vielleicht denkt. In Geldsachen lasse ich mir nichts vormachen — aber genug davon. Ich wollte fragen, ob das Turnfest wohl so nett wird, wie damals das Sängerefest?“

Minchen fühlte Mitleid mit ihrem Manne und stand ihm bei:

„Ach wo, Muttschen! Das wird ganz furchtbar langweilig!“

„Ich habe schon daran gedacht, Dich zu fragen, ob Du nicht Lust hättest, während der Zeit ein gutes Werk zu tun — in Berlin bist Du ohnehin lange nicht gewesen. Dort liegt unsere gute, alte Tante Guste krank — das heißt, es fehlt ihr weiter nichts, als ein bißchen Reizen; sie würde sich so sehr freuen, wenn jemand hinkäme und ihr einige Zeit Gesellschaft leistete. Hättest Du nicht Lust? Du bist am Krankenbett so beruhigend! Und die Tante müssen wir uns warm halten — die hat Geld!“

„Um — wenn Du meinst — ich wäre am Ende nicht abgeneigt! Euer Turnfest freilich hätte ich auch gern mitgemacht! Könnte ich nicht erst das Fest mitmachen und dann fahren?“

„Wie Du willst, liebe Mama“, mischte sich Herr Münster in das Gespräch. „Aber ich dachte, wenn Du fährst, könnte ich den alten Bäckermeister um so leichter unterbringen.“

Das gab den Ausschlag. Bei der unendlichen Gutmütigkeit der Mama war es selbstverständlich, daß sie ihrem stets aufmerksamen Schwiegersohn die Unterbringung des unwillkommenen Turners soviel wie möglich erleichterte.

Sie packte also einen kleinen Koffer, steckte ihrer Tochter noch einen Extrabeitrag für die Festtage zu und dampfte ab.

In Neustadt gingen nun die Festtage ohne weitere Sorgen und Angste für Herrn Münster vorbei.

„Gott sei Dank!“ dachte er. „Wenn die Mama hiergeblieben wäre, wer weiß, ob sie sich nicht wahrhaftig noch verlobt hätte! Und dann hätten wir das Nachsehen bei dem Kapital!“

Das Kapital! — Darin gipfelte Herrn Münsters Liebe und Interesse für seine Schwiegermutter! Auch Minchen gratulierte sich zu der schlauen Idee, die Mama so geschickt fortbugstiert zu haben.

Es vergingen mehr als acht Tage, ohne daß Frau Dippke zurückkehrte.

Nach weiteren acht Tagen ward die Sache den besorgten Kindern unheimlich, und sie fragten an, wann die Mutter heimkehren würde.

Darauf kam eine von den Ansichtskarten, auf die man nur mit Mühe einen Gruß in die Ecke quetschen kann. Darauf stand in eiliger Handschrift geschrieben, daß Mama Dippke es bei der Tante sehr nett fände und noch einige Tage zu bleiben gedente.

„Mine“, sagte der Herr Aktuar, „die Sache gefällt mir nicht! Die Mutter verschwendet in Berlin am Ende ganz unnötig Geld! Ich denke, es ist am besten, Du reisest hin und holst sie nach Hause.“

„Gott, Männchen, am Ende kann man Mama auch mal eine Erholung gönnen!“

„Krankenpflege ist keine Erholung! Du kannst mit dem Frühzuge morgen hinfahren und abends wieder hier sein.“

Minchen fügte sich. Es war ja gar nicht unangenehm, auf diese Weise wieder einmal nach der Residenz zu kommen.

Als sie am nächsten Vormittag in der Mulackstraße bei der Tante klingelte, war sie höchlichst erstaunt, daß diese selbst öffnete.

„Nanu, Tante? Du bist so gut zu Fuß? Wo ist Mama?“

Tante Guste lächelte verschmizt. Ihr vertrocknetes Gesicht sah bei dieser Gelegenheit aus wie zerknittertes Silberpapier. Diese Tante war nicht besonders gut auf Münsters zu sprechen. Sie behauptete, Fritz sei ein elender Erbschleicher, dem es noch einmal ordentlich „in die Bude regnen“ müsse.

„Deine Mama ist nicht zu Hause“, sagte sie so freundlich, daß Minchen ein gelinder Schauer über den Leib lief.

„Wo ist sie denn? Ich denke, sie sitzt den ganzen Tag an Deinem Bett und pflegt Dich?“

„Ja! Das könnte Euch wohl so passen! Ich bin noch nicht am Sterben!“

„Aber liebes, bestes Tantschen, wer denkt denn ans Sterben! Du bist immer so miztrawisch!“

„Ich kenne die Männer! Und Deinen Mann ganz besonders! Dem gönne ichs, daß er sich jetzt giften wird!“

Minchen sank in einen Stuhl — sie hatte sich an der gastlichen Tante vorbei in die Stube geschoben — und rief:

„Ich will jetzt wissen, was vorgeht! Wo ist meine Mama?“

„Im Konzert — Gartenkonzert mit Cornet à Piston.“

„Was? Ganz allein.“

„Gott bewahre! Durchaus nicht allein! Ludwig heißt er!“

Minchen starrte die satanisch lächelnde Tante an wie eine Biffon. Ihr dämmerte, daß es am Ende doch nicht das Richtige gewesen war, die Mama zu dieser Tante zu schicken.

„Mit den Müttern, das ist ein Kreuz!“ stöhnte Minchen.

„Ich bitte Dich, sage mir nun gleich alles, Tante.“

„Was denn bloß? Ich habe Deiner Mutter zugeredet, doch ihr zweckloses und langweiliges Leben in Neustadt aufzugeben. Und sie hat hier einen Freund gefunden, der ihr gefiel — einen sehr schmucken, jungen Mann — er ist Stabstrompeter und Solist bei seiner Kapelle — eine sehr nette Partie.“

Minchen sagte nichts mehr. Sie ahnte alles. Und ausnahmsweise betrog sie auch diese Ahnung nicht.

Die Mama kam erst am späten Abend nach Hause und war sehr erstaunt, daß ihre Kinder sie zurückhaben wollten. Es fiel ihr gar nicht ein, so schnell zurückzukehren — im Gegenteil, sie werde noch vier Wochen in Berlin bleiben! Und Minchen solle nur immer über ihre Stube in der Wohnung zu Hause disponieren.

„Herr des Himmels, Mama! Du willst also wirklich noch einmal heiraten?“

„Vielleicht — ich weiß noch nicht. Warum machst Du so ein entsetztes Gesicht? Bist Du nicht glücklich in Deiner Ehe? Und habe ich nicht immer gesagt, daß ich das Ebenbild meines Ludwigs heiraten würde?“

Das Ebenbild ihres Ludwig! Da hatten sie ja den „Salat“, vor dem sie sich so lange gefürchtet, und den sie nun doch mit Hilfe der guten Tante besichert bekamen!

München reiste nach Hause. Ihre leichtlebigeren Natur kam schneller über den Schrecken weg, als Fritz Münster.

Dieser meinte, der Schlag solle ihn rühren, als er hörte, was ihnen ihre übergroße Schlaueit für Früchte eingetragen hatte.

Vergeblich versuchte er, den Trompeter bei seiner Schwiegermutter in Mißkredit zu bringen. In diesem Punkte hörte bei ihr die Gemüthlichkeit auf. Sie machte dem beutegierigen Aktuar klar, daß er mit seiner Mitgift alles erhalten habe, was er verlangen konnte. Sie selbst sei auch noch keine Greisin und habe längst gefühlt, daß es nicht vollbefriedigend sei, lediglich als Schwiegermutter zu glänzen.

Und dabei blieb es. Ja, zum stillen Gram des Aktuars schlug die romantische Liebesheirat — denn „er“ hatte nichts — absolut nichts! — zum größten Glück für die Nächstbetheiligten aus. Selbst ein Stammhalter erschien nach gebührender Zeit auf der Bildfläche.

Nun waren alle Aussichten auf einstiges Erben dahin!

Herr Münster war galliger als je, als er es hörte. Aber das half ihm nichts. Und Tante Guste rieb sich die Hände. Sie genoß das doppelte Vergnügen, ihre Nichte glücklich und ihren angeheirateten Neffen wütend zu sehen. Das freute sie so recht von Herzen. Und mit einem Ausflug ins Klassische pflegte sie zu sagen, sie sei ein Teil von jener Kraft, die stets das Gute wolle und auch stets — das Gute schaffe.

Worauf Herr Münster sagte:

„Na ja! Erstens zitiert sie natürlich falsch wie alle Weiber! Und zweitens hat sie ganz recht — ein Teufel ist sie!“

(Nachdruck verboten.)

Kaleidoskopische Wanderkizzen.

Von A. Theinert.

(Fortsetzung.)

3.

Süd-Afrika.

Meine erste Bekanntschaft mit Südafrika habe ich unter ähnlichen Umständen gemacht, wie diejenige Ceylons.

Unser Dampfer mußte St. Helena-Bai als Nothafen anlaufen, dort Hilfe von der Kapstadt abzuwarten. Ich und drei meiner Mitreisenden hatten mehr als genug von der hinter uns liegenden, höchst ungemüthlichen Seereise, wir sehnten uns danach, aus dem alten Schiffskasten herauszukommen und beschloßen, so oder so, dem Ziele auf dem Landwege zuzustreben.

Afrikanischen Begriffen nach galt die Gegend um St. Helena-Bai herum nicht für einsam. Nicht weit vom Ufer standen fünf Häuser; eins davon war ein Laden für alles. Die nächste Ansiedelung war nur vier, die zweitnächste neun Kilometer entfernt. Der Eigentümer jener hatte das Einlaufen des Dampfers wahrgenommen und eilte herbei, sich nach der Ursache eines so ungewöhnlichen Ereignisses zu erkundigen. Den jungen Mann übers „Weld“ rasen zu sehen, war ein Schauspiel. Die vier galoppierenden Roffe fest und sicher im Zügel haltend, stand er hoch aufgerichtet in dem primitiven Gefährt, an einen Wagenlenker in der Arena des antiken Rom erinnernd. Wir trafen mit dem Bur ein Abkommen über unsere Beförderung nach Darling am folgenden Tage, und eine Viertelstunde später waren wir auf dem Wege nach der Farm unseres neuen Bekannten, wo Nachtquartier genommen werden sollte.

Der Kern und Grundstock des aus luftgetrockneten Ziegeln erbauten Bauernhauses war alt. Im Verlaufe der Jahrzehnte nötig gewordene Erweiterungen hatte jede Generation plan- und systemlos auf allen Seiten angestückt. Nur das unentbehrlichste Mobiliar primitivsten Genres und nirgends eine Spur von irgendwelchen Ausschmückungsversuchen: eine bedrückende Nüchternheit. Zwei interessante Foliobibeln, die man uns kaum zu berühren erlaubte, lagen auf einem ausschließlich für diese Familienheiligtümer bestimmten Tische. Das eine der beiden Bücher, eine seltsame hugenottische Ausgabe, hatte der Ahne unseres Wirtes vor zweihundert Jahren aus der Heimat in die Wildnis mitgenommen. Elf unverheiratete Schwestern des gegenwärtigen Grundherrn, alle älter als er, lebten mit ihm in dem weitläufigen Bau; neun dieser Jungfern blieben indes für uns unsichtbar. Die zwei, denen wir vorgestellt wurden, handfeste Amazonen, fragte eine meiner Reisegefährten, ob sie Lektüre im Hause hätten. Der Sinn der Frage wurde kaum begriffen; offenbar war außer den Bibeln Gedrucktes seit Menschengedenken hier nicht gesehen worden.

Lange vor Tagesanbruch wurden wir alarmiert; als wir aufbrachen, funkelten noch die Sterne am Himmel.

Der Reiz dieser Reise lag in wundervoller Blumenpracht. Das Land zwischen St. Helena-Bai und Darling ist im Frühjahr ein einziger großer Naturgarten. Die Dünen umkränzen die Meeresküste, aber gleich dahinter, ganz unvermittelt, entfaltet sich die üppigste Prärievegetation. Pyramiden rosaroter und bläßblauer Glockenblumen reichen bis über unsere Köpfe und bedecken die zahlreichen großen Ameisenhügel so vollständig, daß wir, um mit diesen Hindernissen nicht zu karambolieren, die Pferde nur im Schritt gehen lassen dürfen. Straßen gabs damals noch keine in jenem Distrikt. Halbe Stunden lang winden wir uns durch zusammenhängende, schöne undurchdringliche Blütendickichte. An Stellen, wo die Heide offener ist, blenden Myriaden von Tulpen das Auge mit ihrer verschönernden Farbenpracht. Da und dort haben zarte Eisblumen und Rastrias die Ebene mit silbernen, goldenen und purpurnen Sternen übersät. Kleine Vögelchen singen und zwitschern ringsum; Steppen- hühner schwirren auf; an jedem Salm, an jedem Blütenstengel hängen und zirpen Zifaden. Über eine vegetationsfreie Stelle huschen blitzgeschwind ein paar Eidechsen mit Scharlachleibern und azurblauen Köpfen. Metallisch glänzende und in allen Regenbogenfarben schillernde große Falter umgaukeln und küssen die Kinder der Flora. Antilopen beleben die Weidegründe. Neugierig stehen die Tiere still und beobachten uns, im nächsten Augenblick fliehen sie mit graziösen Sprüngen.

Eine entzückende Morgenfahrt, eine erfrischende Erinnerung!

4.

Süd-Afrika.

Nicht so lieblich wie die eben skizzierte war eine spätere süd-afrikanische Fahrt; sie galt den Diamantengruben.

In einem Hochsommermorgen in der schlimmsten Trockenzeit verließen wir die Kapstadt und erreichten Pniel elf Tage später. In dieser elf Tagen war die Postkutsche mein Heim, das ich mit neun Leidensgefährten zu teilen hatte.

Wie ein von schwerem Apdrücken begleiteter Traum steht jene Reise vor meiner Erinnerung.

Ohne Raum zu freier Bewegung, geschweige zum Niederlegen, hodten wir in Tagesglut und Nachtkälte auf unseren unbequemen Sitzen und rollten dem verlockenden Irrlicht entgegen. Reichthümer hofften wir zu finden, aber ich glaube, kein Mitglied unserer kleinen Gesellschaft fand etwas anderes als bittere Enttäuschungen.

Das Wechseln der Gespanne auf einsamen Farmen brachte kurze Erholungspausen in unser Martyrium; aber als wir in Pniel endgiltig dem schauerhaften Marterkasten entstiegen, waren alle mehr tot als lebendig. Mein Kopf schmerzte zum Zerspringen, meine Füße waren geschwollen, das gesamte Nervensystem in einem Zustande hochgradiger Abspannung.

Einen meiner Genossen traf auf der vorletzten Wegstation ein Sitzschlag, und ich sehe noch deutlich die Szene vor mir, wie der biedere Bur, bei dessen Hause wir hielten, den Kranken, angezogen wie er war, mit dem Oberkörper gegen einen Posten lehnte und mit Wasser begoß, einen Eimer voll nach dem anderen.

Um unser Ziel zu erreichen, mußten wir das Wüstenland der Kapkolonie, die Karroo und das Gouf durchqueren.

Baum- und wasserlos, versengt und verdorrt, grau in grau und braun in braun dehnt die Ebene in trostloser Ode sich aus bis zu den in schwachen Schattenrissen den Horizont abschließenden Bergen. Und als sie dann endlich dicht vor uns liegen, die erschnten Berge, bieten sie mit ihren einförmigen Konturen und abgefachten Gipfeln wenig Besseres als das Flachland. Auf den tiefer liegenden Hängen haben Dornengestrüpp und knorrige Zwergebäume festen Fuß gefaßt, die Höhen sind fahl und verwitert. Alles Leben scheint ausgestorben in der Trockenheit, jeder frische Farbenton ist weggewischt. Der vom heißen Winde aufgewirbelte Staub hüllte uns in Wolken, so dicht, daß wir von der Landschaft stundenlang nichts sehen und gezwungen sind, Baumwolle in Nase und Ohren zu stopfen.

Kein erbaulicher Rückblick.

5.

Afghanistan.

Von Suttur nach Kelat-i-Ghilsai in Afghanistan: ein weiter Marsch und auch ein trostloser. Wie viel Zeit er in Anspruch genommen, genau weiß ich nicht. Wenn ich zurückdenke an jene Kampagne, dann kommt mir vor, ein erheblicher Bruchteil meines Lebens sei draufgegangen damals.

Jeden Morgen, Woche ein, Woche aus, Monate hindurch schmetternde Trompetensignale lange vor Tagesgrauen. Man angelaufen vor Kälte tritt unser Leibdiener ins Zelt mit der vermaledeiten Laterne. Wir brummen und fluchen, aber was hilft? Die dicken wollenen Decken werden abgeworfen, und bei fünf Grad und mehr unter Null machen wir hastig Toilette. Bald stehen wir im Freien unter den am schwarzen Himmelssdome flimmern- den Sternen und überwachen, schlotternd und zähneklappernd, das

Abbrechen des Zeltes, das Verschüren und Verschnallen des Gepäcks, das Satteln der Pferde.

Seller wirds, die Lagerzene läßt sich überschauen in ihrem unentwirrbar erscheinenden Durcheinander. Tausend Schritte in der Runde ist die hartgefrorene Erde bedeckt mit Leinwand, mit Stangen, Pflöcken und Seilen, mit Kisten, Ballen und Säcken, mit Sätteln und Geschirren, mit Kanonen, Fougons und Ambulanzen — mit all dem bunten Vielerlei einer in Feindesland bivouacierenden Truppe. Soldaten und Troßknechte, weiße und braune, gelbe und schwarze, schimpfend, zankend, sich prügelnd. Kamele brüllen, Pferde wiehern, Maulesel schreien, beißen, schlagen.

Eine schwere Aufgabe, Ordnung in dieses Chaos zu bringen, aber sie gelingt. Der Oberkommandierende wird sichtbar, er nimmt Meldungen entgegen und erteilt den Offizieren des Stabes Instruktionen. Die Vorhut marschirt ab. Unser Morgenessen ist endlich fertig geworden; der Hunger würzt das einfache Mahl, aber die Zeit drängt und wir schwingen uns, noch fauend und schludend, in die Sättel. Das Gros setzt sich in Bewegung und wir Zeitungsreporter und Schlachtenbummler mit ihm.

Schauerlich großartig sind die Gebirgsseindöden Afghanißans. Diese Pässe, diese engen, düsteren Schluchten und Schründe zwischen den tausend Meter und höher senkrecht aufragenden nackten Felswänden vergiftet man nie, wenn man sie einmal durchwandert hat. Auch freundliche Landschaftsbilder hat Afghanistan mir gezeigt, aber nicht auf jenem Marsche nach Kelat.

Ein reckenhaftes Geschlecht, das Volk der Afghanen, eine Rasse, die das Bestialische der Menschennatur sehr deutlich zur Schau trägt. Alle wie aus einem Guß, aber doch jeder ein fest auf den eigenen Füßen stehendes Sonderwesen. Grenzenloses Selbstbewußtsein, unbeugsamer Stolz, schrankenloser Unabhängigkeitsinn sind auch den Ärmsten im Lande zu eigen. Der Afghane setzt heute ohne Bedenken sein Leben ein für den Ehrenpunkt und morgen opfert er ihn ebenso unbedenklich aus Habgier, aus Rachsucht, aus Bosheit, aus Laune. Er begeistert sich bis zum Wahnsinn für Taten der Ritterlichkeit, aber während er noch zittert vor edler Erregung, plant er vielleicht schon irgend eine Schenßlichkeit. Man schaudert vor ihnen, und doch liegt etwas Bestechendes, Bewunderung Herausforderndes in der ungezügelt, dämonischen Leidenschaftlichkeit, in dem rücksichtslosen, grandiosen Egoismus, in der ungeklimmten Tapferkeit dieser Menschen.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Aus aller Welt.

C. K. Perlenfischer. Als einen der bestbezahlten Berufe in der Welt bezeichnet J. N. Makenzie in einem englischen Blatte den des Perlenfischers, und zum Beweise erzählt er wieder, was er von einem noch jugendlichen Perlenfischer in Australien erfuhr. „Ich fand kürzlich zwei Perlen, von denen die eine 8000 Mark, die andere 5000 Mk. wert ist, und so ließ ich mein Heim in Broome und gehe nach Melbourne, um mein Leben zu genießen. Broome liegt auf Dampier-Land und ist das Hauptquartier der Perlenfischerei-Flotte. Ich bin Sammler von Muscheln; aber es ist das Einträglichste bei meinem Geschäft, nach Perlen zu suchen. Es kostet ungefähr 16 000 Mk., sich auszurüsten. Manche haben weniger dafür ausgegeben, da sie große Häuser, wie Dalgetty, dazu bewogen, ihnen ein wenig auszuweichen. Für das Geld kann man einen Luggen kaufen, ihn mit Vorrat für ein Jahr ausrüsten, dem Taucher sein Angeld zahlen, drei Malayen von Agenten mieten und sich dann aufmachen. Manche von den Tauchern sind Malayen, manche Japaner; doch sind die Japaner besser. Der Taucher ist natürlich der wichtigste Mann, denn der Unternehmer selbst bleibt oben und durchsucht die Muscheln, während der Taucher im Wasser die Ernte des Unternehmers sichert. Man zahlt ihm 3000 Mk. Angeld und 400 Mk. für jede Tonne Muscheln, die er heraufbringt. Seine Arbeit ist außerordentlich gefährlich; daher das hohe Angeld. Im besten Fall hat er nur ein kurzes Leben, und bisweilen kommt er beim ersten Tauchen um. Er muß in großer Tiefe arbeiten, das Gewicht des Wassers kann ihn zu jeder Zeit töten. Ein Taucher starb daran, daß unter dem Druck ein Blutgefäß im Kopfe gesprungen war. So verlor der Unternehmer natürlich auch seine 3000 Mk. Haiische bilden gleichfalls eine Gefahr, aber keine so große, wie man denkt, obgleich es eine Menge Haiische in diesem Meer gibt. Die Taucher nehmen ihre Messer mit in das Wasser; auch ihre Kleidung scheint die Haiische zu verschrecken. Einmal hörten die Signale des Tauchers auf, und als die Malayen die Leine aufzogen, fanden sie des

Tauchers Kleider aufgeschlitzt und nur noch einen Teil von ihm — ein Haiisch hatte einen erfolgreichen Angriff gemacht. Drei Malayen beobachteten die Leine, pumpen dem Taucher Luft zu und verrichten sonstige Arbeiten. Sie können Schaden anrichten, und oft sind sie sogar gefährlich; man ist monatelang mit vier Asiaten zusammen eingesperrt, und es sind genug Dinge an Bord, die es ihnen der Mühe wert erscheinen lassen können, den Unternehmer los zu werden. Man hört fortwährend von weißen Schiffsbesitzern, die über Bord geworfen wurden oder auf rätselhafteste Weise verschwanden. Ein Malaye ist rasch beleidigt und sehr nachtragend. Früher oder später kommt der Augenblick, wo sein Kris (malayischer Dolch) oder ein Stoß, wenn der Unternehmer am Schiffsrande steht, die Rache zur Ausführung bringt. Ich habe mich nie an Bord meines Luggers schlafen gelegt, ohne mich zuvor zu überzeugen, daß mein Revolver regelrecht geladen und mir für alle Fälle zur Hand war. Man gewöhnt sich daran, an Bord eines Perlenfischer-Luggers einen leichten Schlaf zu haben. Bei einem Überfall eines Malayen auf mich würde ich im schlimmsten Fall ihm eine Kugel durch den Kopf jagen; durch einen Schwur vor Gericht, daß der Neger mich angegriffen hat, würde ich allen Schwierigkeiten begegnen. Selbst wenn die übrige Mannschaft das Gegenteil beschwört, so nimmt doch keine weiße Jury das Wort selbst vieler Neger gegen das eines Weißen an. Der Gewinn eines Jahres beträgt im glücklichsten Falle 14 000 Mk. außer den Perlen, die etwa gefunden werden. Meine regelmäßige Beschäftigung ist es, die großen Muscheln des Nordwestens zu sammeln, die nachher zu allen möglichen Phantasiartikeln verarbeitet werden. Muscheln haben in Broome den Wert von 4400 Mk. die Tonne; wenn man sie nach England sendet, so soll man dafür 52 000 bis 56 000 Mk. bekommen. Eine große Londoner Firma in Bond-street hat ungefähr 20 Boote in Broome, im ganzen sind dort etwa 400 Luggen beim Perlenfischen beschäftigt. Das Finden von Perlen ist eine reine Zufallsache. Ein Mann suchte 6 Jahre lang vergeblich und stieß dann auf eine Perle von 40 000 Mk. Wert. Die Taucher stehlen recht oft Perlen, wenn man sie nicht sehr überwacht. Gegenwärtig ist ein Malaye in Broome, der eine Perle von 60 000 Mk. Wert besitzt; aber niemand kann zu ihr gelangen, denn er hat sie durch Gaunerei bekommen und scheut sich, sie zu zeigen oder zu verkaufen. Ich versuchte es, einen Handel mit ihm anzuknüpfen. Ich hatte gehört, daß der Perl Champagner liebt; so machte ich mich an ihn und wurde sein bester Freund; ich ließ ohne Ende Champagner holen, und nach einem oder zwei Tagen brachte ich ihn in einen Zustand, in dem er einwilligte, die Perle am folgenden Tage zu bringen und mir für 2000 Mk. zu verkaufen. Aber am nächsten Tage war er verschwunden; ich hatte 300 Mk. für Champagner ausgegeben, und der Malaye war der Überlegene in diesem Handel.

C. K. Neue Gartenkünste. Ein neuer Zweig des Gartenbaues, in dem in England in den letzten Jahren große Verbesserungen gemacht sind, ist die Landschaftsgartenkunst. Man macht jetzt, wie eine Londoner Revue schreibt, eine üppige Landschaft aus einer unfruchtbaren Wüste, und man ist imstande, ein Grundstück, das jeder Landmann verschmähen würde, in ein wahres Eden zu verwandeln. Wie flach und steinig der Boden auch sein mag, so wird der Landschaftskünstler doch bald den Anblick der Gegend ändern. Vor allen Dingen muß er einen Plan von dem Grundstück haben, auf dem er die Stelle vermerkt, die jeder Baum und jeder Strauch einnehmen soll. Wenn er wünscht, den Raum, über den er zu verfügen hat, größer erscheinen zu lassen, als er in der Tat ist, so wird er nur kleine Bäume verwenden; aber es ist ihm auch möglich, riesige, mehr als hundertjährige Eichen und Ulmen direkt in den Boden zu verpflanzen, den er bearbeitet. Wenn ein Baum zum Umpflanzen ausgewählt worden ist, so wird ein Viereck um ihn herum bezeichnet, und die Arbeiter graben bis zu einer Tiefe von 10 bis 20 Fuß, je nach der Ausdehnung seiner Wurzeln. Darauf werden an zwei Seiten des Baumes Kanäle gezogen, zwei Tunnel zwischen den Wurzeln hindurch gebohrt und mächtige Stangen hindurchgesteckt. Um diese werden Ketten an jedem Ende angebracht und der Baum wird, wie er dasteht, auf einen Wagen, der bereit steht, gehoben und an seinen Bestimmungs-ort gebracht. Eichen aus dem Walde kosten 20 bis 400 Mk. das Stück, so daß eine Allee dieser Riesen leicht eine beträchtliche Ausgabe werden kann. Eine Zedernallee zu haben, ist neuerdings der Ehrgeiz der meisten Gartenliebhaber; ihre Kosten sind ungeheuer. Erst kürzlich hat ein bekannter englischer Finanzmann 30 dieser Bäume erstanden, von denen jeder 5000 Mk. kostete; und hat sie auf eine Entfernung von 450 Kilometer fortführen lassen. Flüsse und Seen mit Goldfischen oder Forellen sind verhältnismäßig leicht herzustellen. Wenn ein Fluß in der Nachbarschaft ist, kann sein Lauf leicht abgelenkt werden, und durch Aufdämmen kann in wenigen Tagen ein See von beliebiger Größe geschaffen werden. Die Kosten eines künstlichen Sees mit Sicherheit, daß er nicht im Sommer austrocknet, be-

trägt durchschnittlich 1000 Mk. Doch als die größte Schönheit eines künstlichen Garten gelten seine Ruinen. Wie schön der Garten auch angelegt sein mag mit Seen und Springbrunnen, wohin das Auge fällt, — ihm fehlt ein altertümlicher Anstrich, wenn nicht verfallene Ruinen zwischen den Bäumen zu sehen sind. Künstliche Abteien und Kirchen werden daher so gebaut, daß selbst ein Sachverständiger davon getäuscht werden kann, wenn die schwärzlichen Steine und ephemertrankten Mauern denen von normannischem Ursprung ähneln. Der Landschaftsgärtner kann alte Abteien in jeder Zahl von 3000 bis 8000 Mk. liefern. Hier und da kann dem Garten auch ein ehrwürdiges Ansehen durch eine oder zwei alte Grotten gegeben werden. Die Grotten werden aus Kalkstein gebaut und dann mit Erde und Ruß sorgfältig besprengt. Eine ganz hübsche kleine Grotte, anscheinend in einem Alter von einigen Jahrhunderten, kann für 200 Mk. gemacht werden. Die Kosten eines solchen Gartens sind natürlich sehr groß, aber das Ergebnis belohnt alle Ausgaben. Ein englischer Baronet hat im vergangenen Jahre sich in dieser Weise in Surrey einen „Ahnenitz“ geschaffen, und zwar für 1 400 000 Mk., ohne das Haus. Die Rechnung für Bäume allein belief sich auf 360 000 Mk., und fernere 8000 Mk. wurden für das Beschaffen besonderer Erde aus Amerika ausgegeben. Für die Anlage einer Abtei, die „durch ihr Alter ehrwürdig war“, wurden 50 000 Mk. verausgabt, während 120 000 Mk. für einen See und drei Forellenbäche angelegt wurden.

Th. Die Heimat des Karpfens. Ob der köstliche Fisch, der als Festtagsgericht an bestimmten Tagen eine besondere Anwartschaft auf unsere Tafel und unseren Gaumen hat, seit Menschengedenken ein Bewohner Deutschlands gewesen oder fernher zu uns gekommen ist, darüber gehen die Ansichten selbst der Sachverständigen noch immer auseinander. Wie Professor Hofer in der „Allgemeinen Fischerei-Zeitung“ ausführt, ist die eine Partei zu der Annahme geneigt, daß der Karpfen in den Gewässern des Rheins und der Donau immer heimisch gewesen sei, während die Gegenpartei die Meinung vertritt, der Karpfen sei in Mitteleuropa eigentlich ein Fremdling, der wahrscheinlich erst zur Zeit der Kreuzzüge durch Mönche aus Kleinasien über Italien nach Deutschland gekommen sei. Die letztere Ansicht kann bestimmte urkundliche Nachrichten über die Zeit der etwaigen Einfuhr des Karpfens nach Deutschland nicht geltend machen, sondern stützt sich mehr auf die Tatsache, daß im Mittelalter der Karpfen besonders von Mönchen gezüchtet wurde und freilebend nur ganz ausnahmsweise in Deutschland zu einer nennenswerten Entwicklung kam. Nun hat aber Felix Dahn einen Beleg dafür beigebracht, daß der Karpfen zum mindesten in der Donau schon lange vor den Kreuzzügen, nämlich schon zur Zeit Theoderichs des Großen gelebt habe. Die als Beweis dienende Stelle findet sich in einem Werk von Magnus Aurelius Cassiodor, das in den „Monumenta Germaniae historica“ abgedruckt ist. Der lateinische Verfasser gibt dort an, daß Theoderich der Große in der Zeit von 533 bis 537 Donaukarpfen für seine Tafel bezogen hat. Damals muß also der Fisch in der Donau bereits vorhanden gewesen sein. Wahrscheinlich wurde er über die alte Römerstraße durch das Inn- und Etschtal nach Ravenna an die Hofstafel geschafft. Eine Notwendigkeit für die Annahme, der Karpfen sei aus Kleinasien nach Deutschland eingeführt worden, liegt also nicht vor.

(Nachdruck verboten.)

Rätselle.

Bilderrätsel.



Tauschrätsel.

Mund, Baske, Horn, Bund, Mais, Reim, Oder, Stern, Wolle, Bein, Salm, Wind, Rom, Reihe.

Aus jedem Wort ist durch Umtausch eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein anderes Hauptwort zu bilden (wie aus Kern das Wort Bern, oder Korn.) Die neu eingefügten Buchstaben müssen im Zusammenhang eine der Kunst geweihte Stätte bezeichnen.

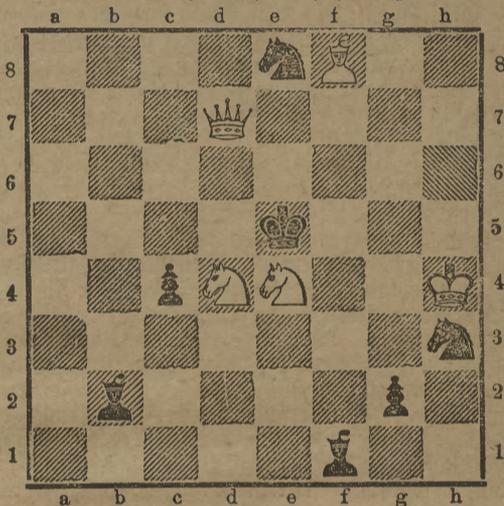
Gitterrätsel.

	5		13		6			
	8		1		1			
5	8	3	7	12	2	8	13	1
		7		8		9		
13	1	12	8	6	10	8	5	4
		2		10		5		
6	1	8	9	8	5	2	11	2
		13		5		11		
		1		4		2		

Die Zahlen in nebenstehender Figur sind so durch Buchstaben zu ersetzen, daß die Wagerechten gleich den Senkrechten lauten und bekannte Wörter von je neun Buchstaben ergeben. Die Wörter nennen:
1. epidemische Krankheit
2. kleinen Vogel
3. Gattung Soldaten

Schachaufgabe.

Von J. Ernst in Postelberg.



Weiß.

(5-7)

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Auflösung des Bilderrätsels.

Geyerzierplatz.

Auflösung des Scherzrätsels.

Oberst, — er, — Obst.

Auflösung des Gruppenrätsels.

Für niedere Seelen gibt es nichts Erhabenes.

Auflösung des Tauschrätsels.

Main, Name, Hank, Belt, Maus, Eier, Wand, Ziel, Rand, Influenza.

Auflösung des Logogriffs.

Bürger, Bürge.

Auflösung der Skataufgabe.

Kartenverteilung:

B. aK, 10, 9, 8, 7; b10, 9, 7; c9, 7.
M. a, b, cB, aA, D; cA, 10; d10, K, D.
S. dB; bA, K, D; cK, D, 8; dA, 9, 8.
Stat: b8, d7.

Spiel:

1. B. aK, aA, dB (-17) 2. S. dA, b10, dD (-24)
3. S. d8 . . . Dadurch kommt M ans Spiel und muß noch einen Stich abgeben: M, aD, bA, a10 (-24). Die Gegner haben somit 65 und der Spieler kann nur bis 55 kommen.

Richtige Lösungen gingen ein von: F. Kroner, Herbert Gohlke, Rudolf Goede, Else König, Klara und Hans Dülberg, Herbert Wetf, Ernst Kauffmann, Winter, Margarete Pefschal, Margarete Schröder, Else Gauerke, Hertha Krahn, Becker, Hans und Willy Krause, Leo Klatecki, Bromberg, Hugo Manthey, Labischin, Else Reed, Grete Pefschel, Grete Provol, Erich und Else Hirschberg, Curt Bouvier, Bromberg.